

Brita Steinwendtner

Gesicht im blinden
Spiegel

Roman

OTTO MÜLLER VERLAG

Für W.

Die Drucklegung dieses Buches
wurde gefördert durch die Kulturabteilungen
von Stadt und Land Salzburg.



STADT : SALZBURG



LAND
SALZBURG

www.omvs.at

ISBN 978-3-7013-1279-5

© 2020 OTTO MÜLLER VERLAG SALZBURG-WIEN

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Media Design: Rizner.at

Druck und Bindung: EuroPB, Pöfing, CZ

Umschlaggestaltung: Leo Fellingner

Denn was ist, ist niemals alles.

Christoph Ransmayr

PRÉLUDE EINS

*Im Rausch von Trommeln und Trompeten, von Zimbeln,
Geigen und Posaunen, von Klarinetten und Kalimba,
zieht eine Karawane von Menschen in das Bild.
Sie kommt und entschwindet und kommt wieder.
Auf gebrochener Leinwand gebrochene Menschen.
Oder lachen manche, sind auch glückliche dabei?
More Sweetly Play the Dance. William Kentridges
Apokalypse der Wiederkehr im Museum der Moderne.
Eine Gestalt taucht am rechten Bildrand auf, sie ist in ein
langes, weites Gewand gehüllt, der Mann tanzt in wilden
Drehungen gegen den Strom, gegen die Erwartung, tanzt
und wirbelt über die Bildfläche und verschwindet als
Ahnung dessen, was bevorsteht. Die Musik ist Ebbe und
Flut und wilder Atem und die Menschen kommen abermals
in das Leben oder die Illusion eines Lebens oder in den Tod,
more sweetly play the dance, sie gehen, tanzen, stolpern,
werden geschlagen und aufgerufen, geführt und verführt,
kommen in Gruppen und allein, tragen sich, ein Geschick,
eine Schuld, eine Freude. Dann verschwinden sie am rechten
Bildrand. Ich warte atemlos, höre die Stille, stehe nicht auf
und gehe nicht weg, denn schon kommen sie wieder von
links in das Bild, im Taumel der Musik, gefügig und mutig
ziehen sie über die gestaffelte Leinwand. Dem Zug der
Menschen geht einer voran, immer gleichen langsamen
Schritts. Auf ihn warte ich. In seiner Linken hält er einen
Stapel von Zetteln, mit der Rechten wirft er den jeweils
obersten in einer formvollendeten Bewegung, wie in*

*Zeitlupe, über seine Schulter. Langsam fortschreitend,
wirft er unbeirrt in schönem Bogen ein Blatt nach dem
anderen hinter sich. Die Blätter taumeln zu Boden und
die Nachkommenden gehen über sie hinweg, treten sie
in den Staub, gehen achtlos in die Zukunft.*

*Ich schaue dem Geschehen zu. Dann gehe ich in das Bild,
knie nieder, hebe einen Schwung von Blättern auf und
gehe damit fort, um vom Schicksal dieses einen einzigen
Menschen zu berichten, das darauf verzeichnet ist.
Ihn, diesen Einen, zu retten vor dem Vergessen.*

KÖNIGGRÄTZ

I

Kalter Regen fällt auf die Felder nieder.

Sie stehen hoch und reif.

Die Ähren schwer vom Nass, biegsam bergab.

Regengetränkt die Erde.

Matschig die Fuhrstraßen, lehmig die Hohlwege.

Nebelbahnen ziehen her und hin.

Grauer Himmel hockt auf den Hügelkuppen.

Saatkrähen fliegen über die Dörfer.

Die Menschen versperren ihre Häuser.

Sie warten.

Unheil liegt in der Luft.

Wie schön ist das Land in der Sonne gewesen.

Sommerlich noch vor wenigen Tagen und friedlich vor wenigen Wochen. Dem Reifen hingegeben. Die Kornfelder wuchsen in ihr Gelb, der Hafer zitterte im leichten Wind, die Wiesen standen gut für fette Rinderweiden. Sanfte Hügel einer Urlandschaft, von Gletschern geschliffen, fruchtbar und wasserreich, in der Ebene zieht die Elbe westwärts den fernen Häfen zu, dem Meer. Es war ein Wispern und Rascheln, Summen und Zwitschern gewesen, Käfer und Insekten, Schmetterlinge und Vögel nützten die Stunde. Die Sonne eines heißen Juni kam früh und ging spät. An den Wegrändern blühten Kamille,

Kornraden und weiße Schafgarben. Die Menschen taten ihr Tagewerk, bereiteten die Ernte vor, schmiedeten das Werkzeug, gingen zur Messe am Sonntag. Kaufleute zogen auf den Hauptstraßen von Ost nach West und von Nord nach Süd und weithin. Der Klang der Mittagsglocken flog über die Hügel, die mit lichten Wäldchen bestanden waren. Wenn die Sonne sank und Kühle aufstieg, ging ein leises Rauschen durch Fichten und Buchen. Lindenblüten fielen sacht zu Boden.

„Böhmisches Paradies“ nennen die Menschen diesen Flecken Erde.

Aber jetzt ist Aufruhr im Land.

Lärm und Räderrollen, Kommando, Schrei und Befehl. Seit Wochen unübersehbare Militärkolonnen, Mann und Munition, Geschütze, Kanonen, Feldküchen, Lazarette. Reiterschwadronen querfeldein, Marschschritt in den friedlichen Dörfern. Einquartierung von Soldaten, Errichtung von Lagern auf fruchtbaren Äckern, zertrampelter Grund. In das Umland der Elbe wälzen sich gewaltige Armeen Richtung Königgrätz: Vom Süden her kommen die Österreicher aus Brünn, Olmütz und Pardubitz. Vom Nordwesten und Norden, von Reichenberg, Höhenwasser und Trautenau her rückt die gegnerische Heeresmacht vor.

Aufmarsch zur großen Schlacht.

Um Land und Bodenschätze? In den Annalen steht geschrieben: Jetzt, 1866, geht es um den Ausschluss

Habsburgs und des österreichischen Kaisers aus dem Deutschen Bund. Um Machtgewinn für das aufstrebende Preußen.

Es ist Krieg.

Die, die ihn befehlen, wissen immer, worum es geht.

Jene, die für ihn sterben, selten.

Dies hier ist ein Bruderkrieg.

Sind sie nicht kurz zuvor noch Waffenbrüder gewesen, Preußen und Österreich gemeinsam gegen Dänemark um Schleswig und Holstein? Und werden sie nicht bald darauf den Zweibund zur Freundschaft und gegen zukünftige Feinde schließen und dies wiederum nur wenige Jahre später für einen Krieg nützen, der zum Weltenbrand werden wird?

Warum dazwischen dieser Krieg?

's ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel wehre

Und rede Du darein!

's ist leider Krieg – und ich begehre

Nicht schuld daran zu sein!

2. Juli 1866.

Kalter Regen fällt auf die Felder nieder.

Fällt von den Bäumen auf die Zelte eines Feldlagers.

Es liegt am Fuß des Hügels von Chlum.

Johannes Czermak wartet.

Geduldig poliert er sein Signalhorn.

Obwohl es blank ist wie eine Monstranz.

Er hat Angst.

Zwei seiner Freunde sind mit ihm gekommen.
Kaum sechzehn Jahre alle drei.
Viel zu jung für den Krieg.
Johannes, Bohumil und Ferdinand.
Sie glaubten dem Plunder der Parolen.
Die Mädchen werden Kränze flechten.
Eitles Herz, berauscht von sich.
Vom Gerassel einer angeblich großen Zeit.
Sie wussten nicht, was das ist: eine Schlacht.

Johannes hat sich an den Rand des Lagers zurückgezogen. Zwischen drei Bäumen ist eine Plane gespannt, hier ist er geschützt. Er redet sich ein, dass er voll Vorfreude ist, begierig, in die Schlacht zu gehen und für Kaiser und Vaterland zu sterben. „Seinen Mann stellen“, auch das hat er oft gehört. Stirbt man leichter und leichtsinniger, wenn man jung ist? Warum kommt ihm jetzt Agáta in den Sinn, die zarte Geigenspielerin aus der Musikschule von Neustadt an der Mettau? Agáta, die ihn Jan oder Johánek nennt, eine weiche Melodie in ihrem Sprechen hat und ihm die Haut zum Brennen bringt? Er verdrängt ihr Bild und kommt wieder auf Tapferkeit und Mut und Ehre. So heißt es doch, so steht es in den Zeitungen und auf den Anschlägen an Rathäusern und Kirchen. So wird geredet überall und die Faust gereckt und Hurra gerufen. Was jedes einzelne Wort bedeutet, darüber denkt er nicht nach, die Worte sind groß und hehr und Rattenfänger.

Die drei Freiwilligen-Freunde wurden rekrutiert. Da die Zeit für die Befähigung zur Waffe kaum reichte, sie alle drei jedoch gute Musiker waren, wurden sie zunächst als Heeresmusiker angenommen: Johannes als Trompeter, Bohumil und Ferdinand als Trommler. Ein rudimentäres Trompetencorps für die Infanterie. Gegebenenfalls könnten sie in eine größere Formation eingegliedert werden, denn wichtig ist Musik im Kampf, aufputschend immer voran, tatámtatara, zum freudigen Angriff! Da lagen sie nun, in einer der zahllosen Einheiten der habsburgischen Armee am Fuße des Hügels von Chlum.

Nahe von Königgrätz.

Am Rand des Böhmisches Paradieses.

Johannes war der, der den Ton angab. Er war wendig in Körper und Kopf. Groß gewachsen und zäh. Sein Haar trug er immer länger als seine Kameraden, strich es zurück, wenn er träumte, ließ es über die Augen fallen, wenn er wütend war. Manche fanden, er wäre ein wenig wankelmütig. Schnell, vielleicht zu schnell begeistert, schnell entmutigt. Er lernte leicht, sprach sprudelnd, liebte jedoch mehr, was er verschwieg.

Vor allem liebte er das Trompetenspiel.

Das Strahlende an ihm, Engel mit den Posaunen.

Liebte das Laute und Wilde.

Es riss den Himmel auf.

Gold und Messing und Jubel.

Trompete war Überschwang und Schmetterei.
Schmeichelei in den leiseren Tönen.
Er war noch so jung.

Mühelos hatte Johannes die Klappentrompete erlernt und jüngst die vor kurzem erfundene Ventiltrompete, die noch etliche Gegner unter den Musikern hatte. Aber in Neustadt hatte er Herrn Procháska als ersten Lehrer gehabt und jetzt in Braunau den Kapellmeister Sorokin, der aus Czernowitz stammte und über ein reiches Musikrepertoire verfügte, beide hervorragende, aufgeschlossene Lehrer. Und das Signalthorn für die Schlacht war sowieso ein Leichtes. Die Töne flogen ihm voraus, es war, als ob er ihnen folgen und ohne Mühe zu den Wolken aufsteigen könnte.

Johannes entstammte einer gemischten deutsch-böhmisch-tschechischen Familie aus Neustadt an der Mettau/Nové Město nad Metují, Bohumil war Tscheche aus Pardubitz/Pardubice und Ferdinand war der Sohn von assimilierten jüdischen Eltern aus Wien. Sie gingen zusammen in das Gymnasium des Benediktinerklosters von Braunau an der böhmisch-schlesischen Grenze und durften bereits groß aufspielen mit Orchester und Orgel zur Feier des Heiligen Benedikt oder mit der Blasmusik an der Spitze eines Festzuges anlässlich der vielen Stadtfeste. Sie genossen den Jubel und fühlten sich wichtig.

Die blühende Stadt Braunau, tschechisch Broumov, liegt auf einer flussreichen Hochebene zwischen den

Ausläufern des Falken- und Eulengebirges sowie in einem spannungsreichen Grenz- und Mischgebiet. Nur einen Steinwurf von der damaligen schlesisch-preußisch-polnischen Grenze entfernt, war seine Lage immer schon ideal für lebhaften Handel und gute Verkehrswege. Viele Sprachen waren auf dem ausladenden Marktplatz zu hören, Deutsch, Polnisch, Jiddisch, Ruthenisch und Tschechisch, das im größeren Raum von Böhmens Nordosten vorherrschend war. Das habsburgische Kaiserreich stand über allem, über Stadt, Kloster und rechtschaffenem Gedeihen, und verstand sich als Schirmherr gegenseitiger Toleranz. Die Wirklichkeit hat andere Draperien und drängt auf handfeste Lösungen.

Sonntagnachmittag im Kaffeehaus. Die Stunde, die die Freunde zur freien Verfügung hatten. Hier wurde Schach und Billard gespielt und unterschiedliche Zeitungen lagen auf: Die *Neue Freie Presse* und das *Fremden Blatt* aus Wien, die *Prager Zeitung* und die *Schlesische Zeitung* aus dem preußisch regierten Breslau. Sie fühlten sich sehr erwachsen, zündeten sich eine Zigarette an und schlugen ein Bein über das andere. Inmitten von Qualm, zitternden Staubpartikeln und der Geräuschkulisse leisen Gesprächs lasen sie von Aufrüstung und Abrüstung und von neuerlicher, sogar verstärkter „geheimer“ Rüstung. Sie verfolgten die gegenseitigen Vorwürfe, Bezichtigungen und Beschuldigungen, die Lügen und die Prahlereien. Lasen von Wahrheit und Gerechtigkeit

und immer war Gott im Krieg dabei, mit Überzeugung auf jeder Seite. Im Gymnasium der Benediktiner war es klar, auf welcher Seite Gott stehen würde, auf der österreichischen selbstverständlich, auf der katholischen. Die meisten Patres predigten den Angriff auf die preußischen Protestanten.

Nur einer, ein Mann mittleren Alters namens Korbinian, der neu in das Kloster gekommen und offensichtlich kein Ordensmitglied war, fand einen anderen Zugang. Johannes fühlte sich spontan zu ihm hingezogen. Korbinian lehrte Poesie, Grammatik und Geschichte, aber sein Unterricht unterschied sich vom übrigen. Am Ende einer Stunde forderte er seine Zöglinge auf, nachzudenken. Zum Beispiel über jene Stelle aus Homers *Ilias*, der zufolge Achill den besiegten Hektor von schnellen Rossen um das Grab seines Freundes Patroklos schleifen lässt, zwölf Tage lang. Oder sich in einen Soldaten zu versetzen, der beobachtet, wie sein Feldherr Napoleon mit der Leibgarde sicher über die Beresina setzt, während Abertausende in panischer Flucht vor den russischen Verfolgern niedergemetzelt und auf den übrigen einstürzenden Brücken zertrampelt werden, im eiskalten Fluss ertrinken und auf den Bergen ihrer angeschwemmten Leichen neue Brücken errichtet werden.

Johannes, Bohumil und Ferdinand hatten wenig Lust, darüber nachzudenken. Das eine Beispiel war Mythos, das andere gemildert durch die Tatsache, dass Napoleon von gerechter Strafe ereilt, schließlich

besiegt und auf St. Helena verbannt wurde. Außerdem lagen die Begebenheiten so weit zurück, was sollte sie das angehen, sie, die gerade sechzehn waren und alles, was sich vor ihrer Geburt ereignet hatte, als Kehrlicht ansahen.

Die Wirklichkeit ist offen und elastisch, hatte Pater Korbinian gesagt. Sie heißt alles willkommen – die Tatsachen, die es gibt, wie Granit und Granatäpfel, und jene, die sie schafft durch bravouröse Rhetorik, wie Krieg und Frieden. Aber da waren die drei schon beim Trommeln und Trompeten.

Als die Kunde vom nahenden Krieg kam, wurde das Konvikt geschlossen und die Schüler wurden nachhause geschickt. Auf der Postkutschenreise redeten sie sich in Euphorie. Weg von Kloster und Gott, weg von daheim, den Maßregelungen und dem Alltäglich-Langweiligen. Hin zu Abenteuer, Dreinhauen und Nichts-gefallen-Lassen. Vom Feind. Die Preußen wären sich zwar ihrer Überlegenheit durch straffe Disziplin und das hochmoderne Zündnadelgewehr gewiss, was sollte dieser Schlagbolzen jedoch ausrichten gegen „eine Million auserlesener Soldaten“ der Österreicher? Eine Viertelmillion sei schon auf dem Weg, Soldaten aus Böhmen, Mähren und Wolhynien, aus Galizien und Lodomerien, Ungarn, Österreich und Illyrien, Kroatien, Dalmatien und Slawonien... Und im Kopf gingen die Reden von Hass und Hetze im Kreis. Also nieder mit dem Feind!

Sie debattierten mit brennendem Herzen und wenig Verstand. Redeten sich in einen heißen Wirbel im Getrappel der Pferde, und Habsburg wurde immer besser und Preußen immer schlechter, der Kaiser in Wien ein sorgender Vater für seine Völker, der preußische König und sein Ratgeber Otto von Bismarck hingegen Vertreter von „Blut und Eisen“, Habsburg wurde zur Schirmmacht und Preußen zum Aggressor, und das, nein, das wollten sie denn doch nicht dulden, die drei in der Postkutsche, so weit waren sie gekommen, als sie durch die dichten Wälder des Falkengebirges hinunter nach Hronov und durch Nachod fuhren. Und als bald danach Neustadt an der lieblichen Mettau vor ihnen lag, wo Johannes zuhause war, war der Entschluss gefasst: Dass sie für Kaiser und Vaterland kämpfen würden auf Biegen und Brechen. In den Krieg!

*Was sollt ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen
Und blutig, bleich und blaß
Die Geister der Erschlagenen zu mir kämen,
Und vor mir weinten, was?*

*Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten,
Verstümmelt und halb tot
Im Staub sich vor mir wälzten und mir fluchten
In ihrer Todesnot?*

*

2. Juli abends.

Kalter Regen fällt auf die Soldaten nieder.

Johannes lehnt an einem Baumstamm am Rand des Infanterie-Feldlagers Nr. ... Die genaue Bezeichnung hat er sich nicht gemerkt. Die eilige Verlegung gab ihm keine Möglichkeit mehr, seinen Eltern Ort und Abteilung zu schreiben. Erst seit kurzem weiß er, dass der Ort hier *Chlum* heißt. Das Dorf liegt auf der Kuppe eines bei Schönwetter weithin sichtbaren Hügels und besteht nur aus einer Handvoll Häusern, umgeben von Feldern und Wiesen von großer Fruchtbarkeit. Vom Tal der Elbe aus gesehen ruht es wie eine Verheißung unter dem Blau des Himmels und den Sternen der Nacht.

Aber es war Krieg.

Chlum wurde zum strategischen Orientierungspunkt für die Heerführer beider Lager. Auf österreichischer Seite war es Feldzeugmeister Ludwig August Ritter von Benedek, Preußens Heerscharen wurden angeführt von König Wilhelm I. und seinem Generalstabschef, Helmuth von Moltke. Die tragische Geschichte Benedeks wird in zahlreichen Berichten und Büchern beschrieben werden und Johannes wird sie Jahre später lesen – aber morgen schon, bereits am Abend nach der Schlacht, wird Benedek als zögerlich bis unfähig beurteilt werden, Moltke als genial.

Düster die Wolken, regenverhangen der anbrechende Abend.

Im Lager Unruhe, Hektik, Kommandos. Vereinzelt ein Streit. Das Klirren von Gläsern aus einem Zelt, Singen. Artillerie wird in Stellung gebracht. Munition aufgefüllt. Granaten und Schrapnells in Kisten dorthin und dahin getragen. Säbel werden in die Scheide gesteckt. Bajonette auf den Vorderladergewehren geschärft. Pferde gefüttert und gestriegelt. Sättel aufgebockt. Offiziere abseits im Gespräch. Ordonnanzen eiligen Schritts. Ein Reiter kommt im Galopp aus Richtung Josephstadt an der oberen Elbe, wo Benedek sein Hauptquartier aufgeschlagen hat.

Johannes spielt leise auf seiner Trompete.

Er spielt eine Fuge von Bach.

Bohumil und Ferdinand kommen angerannt.

Rufen: Morgen!

Morgen geht es los!

*Wenn tausend, tausend Väter, Mütter, Bräute,
So glücklich vor dem Krieg,
Nun alle elend, nun alle arme Leute,
Wehklagten über mich?*

3. Juli 1866.

Der Schlaf kam als Gaukler in dieser Nacht. Ließ schlafen und erwachen und aufschrecken und Johannes trieb es in dieses Morgen und zurück ins Gestern. Und fragte und zweifelte und war zerzankt mit sich. Flugsand von Erinnerungen. An die Mutter,

die sich abwandte, als er ging, an die zornige Geste des Vaters, des Tischlermeisters Quirin Czermak, der sich an die Stirn schlug und in einem ausholenden Bogen die Hand resigniert sinken ließ, an Cäcilia, die Schwester, die am Fenster stand und die Hände über der Brust kreuzte. Aber waren nicht die beiden älteren Brüder, Franz und Karl, längst in der Armee? Sie mussten ja, als die Mobilmachung ausgerufen wurde. Karl, der sich Karel nannte, wollte zwar nicht gehen, aber Franz ging pflichtbewusst. Im Halbschlaf wurde Johannes von groben Männern fortgezerrt, er riss sich los im Traum und flüchtete in die Tischlerwerkstatt des Vaters, roch den Leim, hörte das Hämmern und Nageln, draußen war Winter, der Platz mit den Arkaden war zugeschnit, es war sein Marktplatz, sein Städtchen, in dem er geboren war und das er in sich trug als glückliche Selbstverständlichkeit: Neustadt an der Mettau. Ein Kleinod sei es, hörte er seit seiner Kindheit sagen, ein Renaissance-Juwel, auf eine steil abfallende Tonschieferrippe gebaut, an drei Seiten von der Mettau umflossen, alte Bürgerhäuser, ein Schloss und eine Kirche in der Diagonale des Stadtplatzes, in dessen Mitte eine Dreifaltigkeits- und eine Mariensäule zum Schutz aller Menschen, die hier lebten. Die Tschechen nennen das Städtchen Nové Město nad Metují und ihn, Johannes, nennen sie von klein auf Jan und beides war ihm recht,

– und als der Morgenappell durch den Regen hindurch die Zeltgassen entlangtönt, war er im Traum

doch gerade Schlittschuhlaufen auf der zugefrorenen Mettau, es krachte, das Eis barst,

– und zum zweiten Mal wird zur Tagwache geblasen, lauter diesmal, drängender, auftaumelnd stößt Johannes mit Bohumil zusammen, der ihn an den Schultern rüttelt, alle drei springen in die Montur, nehmen ihre Instrumente, Trommel und Signalhorn, das lauter ist, auch ordinärer als die schlanke Trompete, gut für das Aufpeitschen der Soldaten, um sie voranzujagen und ihnen die Angst vor dem Tod und dem Töten zu nehmen. Gewehre mit aufgepflanzten Bajonetten hängen um ihre Schultern, denn auch die Musikanten müssen zur Waffe greifen, wenn das Mutmachen zu Ende und der Schlachtenruf zum dritten oder vierten Mal verklungen sein wird,

– Johannes, Bohumil und Ferdinand spielen sich in einen Rausch, tatütatü-tatámtatara, sie stürmen mit der ganzen Kompanie den schlammigen Acker des Hügels von Chlum hinauf, wie durch ein Wunder überleben sie den mörderischen Kugelhagel der preußischen Zündnadelgewehre, die vier-, fünfmal schneller nachladen und schießen können als die hoffnungslos veralteten Vorderlader der österreichischen Truppen, sie stürmen im Schein des brennenden Kirchturms, dichter Nebel und der Gestank verbrannten Pulvers liegen über dem Schlachtenlärm, sie werden zurückgeworfen, greifen wieder an, Dröhnen der Kanonen, Splintern von Granaten, ein

verirrtes Schrapnell, das vorzeitig in der Luft explodiert, prasselt wie Hagel auf die Erde nieder. Eine Rast ist ihnen vergönnt bis Nachschub kommt, endlich Verstärkung.

Bei einem Schluck kalten Tees hält Johannes inne und sieht, welch farbenprächtiges Bild die unterschiedlichen Regimenter bieten, die sich in der Ebene von Königgrätz in Formation bewegen, Infanterie, Kavallerie und Landwehr: Eine Symphonie in Weiß, Dunkelblau und Mittelblau, Kragen und Manschetten mit Gold, Rot oder Orange verziert, Messingknöpfe und Verschnürungen blitzen auf, Braun und Grau manche Waffenröcke, krapprot die Hosen der Husaren, leuchtend die Federbüsche, Tschakos und Kappen, ruhmreich ausgestaffiert zum Sieg, eine hellfröhliche Buntheit alten Standesbewusstseins und gehegter Traditionen, und es scheint ihm, dass es –,
– dass es eine festliche Friedensparade wäre.

Und sie heimgehen könnten.

Nachhause.

Hügelaufläufe sind die Hänge und Hohlwege jedoch übersät mit Toten, Verwundeten und Sterbenden, ihr Schrei schießt in Ohr und Hirn, die Stabs-Damianner hetzen im Ritt über die Felder, um die Verwundeten aufzuspüren, viel zu wenige können von den Sanitätern fortgeschafft werden, Blessierten- und Bandagenträger rufen sich Unverständliches zu, die Verbandsplätze sind überfüllt, die Feldspitäler am Rand ebenso.